

PHILIPP SARASIN

## Die Pfauenfedern der Kulturwissenschaft

Zur Genealogie der Zeichen bei Charles Darwin

1 Charles Darwin: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Übers. von J. Victor Carus, (8. Auflage), Stuttgart 1899.

Eine klassische, scheinbar ganz einfache und bestens etablierte Annahme besagt, dass Biologen sich mit der Natur beschäftigen, in der es um das Überleben geht, während Geisteswissenschaftler vom Menschen als dem sprechenden Wesen handeln. Tiere interpretieren nicht, so nimmt man ferner an, sondern sind in ihrem Verhalten dadurch «gesteuert», dass sie sich auf Leben oder Tod ihren Existenzbedingungen anzupassen haben, während Menschen in ihrem Handeln und in ihren Entscheidungen sich an Werten orientieren, der Sprache unterworfen und ins Netz der Interpretationen verwoben sind. Man kann Max Weber oder Jacques Lacan, Claude Lévi-Strauss oder Clifford Geertz zitieren: in der fundamentalen Annahme, dass der Zeichengebrauch und die interpretierende Wahl spezifisch menschlich sind, waren sich die Heroen der Kulturtheorie des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen einig.

### Biologismus versus Kulturalismus

Ebenso selbstverständlich scheint die verbreitete Vorstellung, dass Charles Darwin 1859 im *Origin of Species* mit dem Prinzip der *natural selection*, der «natürlichen Zuchtwahl»,<sup>1</sup> den Mechanismus der Evolution der Arten erschöpfend beschrieben habe. Das *survival of the fittest* – nicht des «Stärksten», sondern des am besten an die aktuellen Umgebungsbedingungen Angepassten – scheint als

Erklärungsprinzip alle Vorgänge in der lebenden Natur so sehr adäquat zu erfassen, dass dieses «Gesetz» immer wieder als ein taugliches Instrument erschien und erscheint, die «wirklichen», die «tiefen» Beweggründe und Kräfte auch der menschlichen Handlungen und Entscheidungen zu beschreiben. Zwar mag das Spektrum von der kruden Übertragung der angeblich natürlichen Norm des «Überlebens des Stärksten» – die Formulierung findet sich bei Darwin nicht – im Sozialdarwinismus und in der Rassenhygiene in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis hin zu heutigen spieltheoretischen Modellen, die alles menschliche Handeln nach der Logik der Optimierung der eigenen Profit- oder Reproduktionschancen als bewusstes oder unbewusstes Kalkül und Strategem berechnen, sehr weit sein. Doch in den Zeiten des Booms der Soziobiologie, der evolutionären Psychologie und von der Biologie faszinierten Ökonomie zielt eine jenseits der angeblichen Illusionen der Kultur operierende, mit der Biologie als der Grundlage unserer Existenz in Übereinstimmung stehende Erklärung immer auf die «evolutionäre» Wahrheit des *survival of the fittest*.<sup>2</sup>

Wer das nicht glauben will, scheint tatsächlich ein Problem zu haben: Wie will man denn die Behauptung begründen, dass Menschen sich zumindest *auch* nach Präferenzen und Werten entscheiden können, die nicht unmittelbar funktional in Bezug auf ihr wirtschaftliches oder biologisches Überleben stehen? Woher kommen, spezieller noch, kulturelle Wertschätzung und Schönheitsempfindungen, ästhetische Präferenzen und Normen, wenn diese nicht einen «evolutionären», einen «adaptiven» Wert haben? Es gibt eine zunehmend beliebte Linie des Argumentierens, die besagt, dass etwa die Schönheit eines symmetrischen, wohlproportionierten Körpers auf *darwinian fitness* verweise. Sie leite sich scheinbar ganz direkt von der Norm des *survival* ab; die entsprechenden Formen seien von der *natural selection* hervorgebracht worden.<sup>3</sup> Alles andere wäre dann buchstäblich Schall und Rauch, bloße Illusionen eines exaltierten menschlichen Geistes, hinter dessen Zeichenspielen die harte Realität des Kampfes ums Dasein wirke.

Damit aber scheint die unüberwindliche Schlachtlinie zwischen Biologismus und Kulturalismus ein weiteres Mal befestigt zu sein (und sich noch mehr zugunsten des Biologismus zu verschieben): zwei Positionen jedenfalls, die ihren Vertretern als je fundamental

2 Vgl. Jerome H. Barkow, John Tooby, Leda Cosmides: Introduction: Evolutionary Psychology and Conceptual Integration, in: dies. (Hg.), *The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture*, New York 1992, S. 3–15.

3 Vgl. Gábor Paál: Woher kommt der Sinn für das Schöne? Grundzüge einer evolutionären Ästhetik, in: Helmut A. Müller (Hg.): *Evolution: woher und wohin? Antworten aus Religion, Natur- und Geisteswissenschaften*, Göttingen 2008, S. 165–179.

- 4 Vgl. Helmut A. Müller (Hg.): Evolution: woher und wohin? Antworten aus Religion, Natur- und Geisteswissenschaften, Göttingen 2008; Antoinette Becker (Hg.): Gene, Meme und Gehirne. Geist und Gesellschaft als Natur. Eine Debatte, Frankfurt/M. 2003.
- 5 Vgl. Philipp Sarasin: Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie, Frankfurt/M. 2009.
- 6 Charles Darwin: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Bd. I, 2. Auflage, Stuttgart 1871, S. 746.

wahr erscheinen und nicht verhandelbar sind. Auch wenn die Kulturalisten das Problem einer «letzten», vielleicht biologischen Fundierung des Zeichengebrauchs und der (ästhetischen) Wertentscheidungen als ungelöst anerkennen mögen, wird sie das nicht dazu bringen, Zeichen und Werte als bloße Illusion aufzugeben und das Feld den biologischen Erklärungsmustern zu überlassen. Und umgekehrt glauben die Biologen und an der Biologie orientierten Sozialwissenschaftler sich so sehr auf die erwiesene Wissenschaftlichkeit ihres fundamentalen Prinzips berufen zu können, dass sie die Diskussion mit den Kulturalisten gar nicht mehr zu führen brauchen. Dass eine zunehmend große Zahl von Kulturwissenschaftlern heute der Ansicht sind, letztlich würden auch alle unsere kulturellen und ästhetischen Werte in Adaptionsleistungen wurzeln, die der Mensch spätestens im Paläolithikum erbracht habe – Adaptionen an die natürlichen Existenzbedingungen, wie das *survival of the fittest* sie erfordert –, schwächt zweifellos die Position jener, die die Besonderheit und Eigenlogik von kulturellen Prozessen behaupten möchten.<sup>4</sup>

Angesichts dieser etwas entmutigenden intellektuellen Situation könnte es sinnvoll sein, Darwins alte Texte noch einmal genau zu lesen.<sup>5</sup> Dabei wird man entdecken, dass dieser im *Origin of Species* (1859) zwar fraglos und mit sehr vielen, seither aufs Glänzendste bestätigten theoretischen und empirischen Gründen die Wirksamkeit der *natural selection* als Motor der Evolution der Arten beschrieben hat. Aber man wird auch entdecken, dass ihn seine Erklärung nicht restlos befriedigte – und zwar so sehr, dass er 1871 im Vorwort zu *The Descent of man and selection in relation to sex* gestand, «daß ich in den früheren Ausgaben meiner Entstehung der Arten wahrscheinlich der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl oder des Überlebens des Passendsten zu viel zugeschrieben habe».<sup>6</sup> «Zu viel» – zu viel *natural selection*, zu sehr *survival of the fittest*? Das ist so erstaunlich, so sehr gegen das intuitive Verständnis der Evolutionstheorie gerichtet, dass die Darwin-Rezeption seither diesen Vorbehalt nicht nur großzügig verdrängt hat, sondern auch die Gründe, die Darwin zu diesem skeptischen Überdenken seiner eigenen Theorie geführt haben, bis heute entweder ignoriert oder aber, wenn sie sie zur Kenntnis nimmt, offenkundig nicht wirklich verstehen kann oder will, wie wir sehen werden.

### Darwins Dilemma

Darwins Problem, das ihn zum Eingeständnis von 1871 führte, lag auf der Hand. Viele Formen der äußeren Gestalt, insbesondere von männlichen Tieren, weisen «schmückende» Ornamente auf, die nicht nur besonders auffallend sind, sondern für alle handfesteren Formen des «Kampfes ums Dasein» entweder gänzlich überflüssig oder gar hinderlich erscheinen müssen. Wenn er eine Pfauenfeder sehe, so bekannte er daher in den 1860er Jahren, werde ihm schlecht: Wie soll die Theorie der *natural selection* den überflüssigen, das Fliegen und gar das Kämpfen des Pfauhahns offensichtlich behindernden Federschmuck erklären können, wie seine Gegner maliziös fragten? Sie hatten recht, denn die *natural selection* scheidet, wie Darwin im *Origin of Species* nicht müde wurde zu betonen, bis auf die sogenannten Rudimente, die gleichsam als «Erinnerungen» an frühere Formen in der Gestalt aktueller Organismen zuweilen übrigbleiben, alles Überflüssige, alles für das Überleben eines Organismus Unbrauchbare und Dysfunktionale erbarmungslos aus. Ein offenkundiges Dilemma: Entweder gilt dieses Prinzip, dieses «Gesetz» (wie Darwin stolz und mit Blick auf Newtons Gravitationsgesetz sagte) – oder es gilt nicht, ist gescheitert an ein paar schönen Federn. Es sei denn, Darwin wäre fähig, sein erstes Prinzip, die *natural selection*, mit einem zweiten zu ergänzen, wo die Erklärungskraft des ersten offenkundig versagt. In späteren Auflagen des *Origin of Species* führte er dieses zweite Prinzip unter dem Titel der *sexual selection*, der «sexuellen Zuchtwahl», schon andeutungsweise ein und im Buch *Die Abstammung des Menschen* von 1871 entfaltet er es in voller Breite. Diese zweite Theorie soll namentlich die evolutionäre Ausbildung von körperlichen Ornamenten erklären, zudem aber auch die Ausdifferenzierung des Geschlechterdimorphismus erhellen und in bestimmten Fällen sogar die Ausdifferenzierung verschiedener Spezies erklären helfen. Dieses zweite Prinzip ist laut Darwin schwächer, weniger ausgeprägt und weniger prägend als die *natural selection*. Kein Tier stirbt, wenn seine Angebetete es nicht erhört. Dennoch ist die *sexual selection* für Darwin unverzichtbar; er führte damit, sich dessen wohl kaum bewusst, in den Raum der Naturgeschichte und der biologischen Theoriebildung ein Prinzip ein, das, wie ich im Folgenden zeigen möchte, ein Zeichen-

- 7 Vgl. Michael Tomasello:  
Die kulturelle Entwicklung  
des menschlichen Denkens.  
Zur Evolution der Kognition,  
Frankfurt/M. 2006, S. 15.
- 8 Darwin: Abstammung des  
Menschen, Bd. I, S. 241; ders.,  
The descent of man, I, S. 273.
- 9 Malin Ah-King:  
Sexual Selection Revisited –  
Towards a Gender-Neutral  
Theory and Practice, in: Eu-  
ropean Journal of Women's  
Studies 14 (2007) Nr. 4,  
S. 341–348.

prozess ist. Damit aber könnte es die oder sogar auch nur eine der genealogischen Grundlagen dessen darstellen, was wir Kultur nennen.<sup>7</sup>

Im Bereich der zweigeschlechtlichen Reproduktion ist es notwendig, dass weibliche und männliche Organismen zueinander kommen, indem sie einerseits Rivalen ausschalten und andererseits sich als Geschlechtspartner auswählen. Dabei seien die Männchen, so Darwins viktorianisches Standard-Modell, meist nicht besonders wählerisch, sondern würden höchstens, sofern notwendig, mit anderen Männchen darum kämpfen, sich mit Hilfe *irgendeines* Weibchens reproduzieren zu können, während die Weibchen «spröde» (*coy*) seien,<sup>8</sup> dabei aber immerhin wählerisch. Heute hat zwar eine Reihe von feministischen Evolutionstheoretikerinnen gezeigt, dass es viele Beispiele von «competing females» und «choosy males» gibt (oder überhaupt hermaphroditische Arten mit bis zu «500 different sexes»...) und es daher an der Zeit sei, von einem gender-neutralen Modell auszugehen, in welchem die Rollen von sexueller Aggressivität und Zurückhaltung nicht vorab klar verteilt sind.<sup>9</sup> Darwins viktorianischer bias hat allerdings den charmanten Vorteil, dass er trotz des scheinbaren gender-Klischees just die Wirkmächtigkeit der weiblichen Wahl betont.

Folgen wir also hier Darwins Standard-Modell: Wenn zwei Männchen um den Besitz von einem oder mehreren Weibchen streiten, ordnet Darwin dies zwar dem Bereich der *sexual selection* zu, doch im Grunde gilt hier wie bei der *natural selection*, dass sich in dem Fall tatsächlich der Stärkere im Kampf um eine knappe «Ressource» durchsetzt. Das führt bei vielen Tieren dazu, dass sich für diesen Kampf bestimmte Körperformen bilden, die Darwin als sekundäre Geschlechtsmerkmale bezeichnet, wie die sprichwörtlichen Hörner von Böcken, die Geweihe von Hirschen oder die Stoßzähne von Elefanten. Nichts daran widerspricht dem Prinzip der *natural selection*, dass Organismen in der Auseinandersetzung um Lebenschancen sich anpassen und die für ihr Überleben und ihre Reproduktion notwendigen «Waffen» und Eigenschaften entwickeln.

Ganz anders aber sehen die Dinge laut Darwin aus der Sicht der Weibchen aus. Er beschreibt an vielen Beispielen, dass Weib-

chen – sofern sie sich nicht einfach «dem Stärksten» hingeben müssen – ihre Geschlechtspartner auswählen. Was heißt das? Der von Darwin durchgängig verwendete Begriff «selection» meint im Fall der *natural selection*, dass die gegebenen Existenzbedingungen darüber «entscheiden», ob ein Organismus sich reproduzieren kann oder nicht. Doch dies sei, so Darwin, bloß eine unvermeidlich metaphorische Verwendung des Begriffs, die unglücklicherweise suggeriere, dass es dabei einen Akteur gebe, der aktiv «wähle»: «die» Natur oder gar ein Schöpfer...<sup>10</sup> Der Begriff der *natural selection* bedeutet also nur, dass die Existenzbedingungen «selektiv» sind, mehr nicht. Ganz anders im Fall der weiblichen *sexual selection*: Die Weibchen wählen ihren Geschlechtspartner tatsächlich aktiv und gleichsam «bewusst», in irgendeiner Weise «intentional». Darwin beschreibt ausführlich, wie rivalisierende Vogel Männchen sich vor einem Weibchen präsentieren, ihren Gesang hören lassen, ihre Federn ausbreiten, kleine Tänze vollführen – und das Weibchen sich dann für «den Schönsten», den aus seiner individuellen Sicht Attraktivsten *entscheidet*, sich mit ihm und keinem anderen paart. Diese Wahl der Weibchen habe, so Darwin, manifeste Auswirkungen auf Form, Farbe und Verhalten der Körper der Männchen. Denn die sprichwörtliche Pfauenfeder und unzählige andere ornamentale Farben und Formen vor allem an den Körpern von Männchen würden sich, anders als das Geweih des Hirsches, evolutionär nicht durch die Serie fortgesetzter Kämpfe bilden, sondern in einer langen Reihe von weiblichen Entscheidungen für bestimmte Männchen.

10 Vgl. Darwin: Entstehung der Arten, S. 415.

### Theorien der *sexual selection*

Bevor wir dieses Darwinsche Argument genauer betrachten, ist zuerst ein kurzer Blick in die Biologie nach Darwin nötig. Lange Zeit hat diese – und auch die populäre Rezeption Darwins – dessen Überlegungen zu dieser weiblichen Wahl wenig Aufmerksamkeit geschenkt und die Ausbildung ornamentaler Muster an den Körpern vor allem von Männchen als eine etwas schrullige Überflüssigkeit der auf dem soliden Fundament der *natural selection* gegründeten Evolution angesehen. Heute ist zwar unbestritten, dass Weibchen sich für bestimmte Männchen entscheiden und diese Wahl die Körper der Männchen oder zumindest deren ornamen-

- 11 Ronald A. Fisher: The genetical theory of natural selection, New York, 2. Auflage, New York 1958.
- 12 Vgl. David W. Hall et al.: Runaway Sexual Selection when Female Preferences Are Directly Selected, in: *Evolution* 54 (2000), No. 6, S. 1862–1869.
- 13 Vgl. John P. Swaddle et al.: Socially Transmitted Mate Preferences in a Monogamous Bird: A Non-Genetic Mechanism of Sexual Selection, in: *The Royal Society, Proceedings: Biological Sciences* 272 (2005), No. 1567, S. 1053–1058.

talen «Schmuck» evolutionär verändert. Klar ist auch, dass die biologische Basis dieses Prozesses wie bei der *natural selection* dieselbe ist: Es ist die individuelle Variation, wie Darwin sagte, oder in heutigen Begriffen die Mutation bzw. die Gendrift. Durch das Vermischen der elterlichen Genome bei der sexuellen Fortpflanzung und durch zufällige Mutationen entstehen bei einem Individuum kleinste Unterschiede und Abweichungen von der Gestalt des Organismus der Eltern oder auch der Geschwister bzw. der eigenen Generation, und diese Abweichungen ermöglichen das differenzierende, das selektierende «Eingreifen» der *natural selection* und die präferierende Wahl des Weibchens.

Allein, wie genau kommt diese überwiegend weibliche Wahl zustande? Das scheint der springende Punkt zu sein – und bis heute herrscht darüber keine Einigkeit. Einer der ersten, der eine moderne Reformulierung der Theorie der *sexual selection* unternahm, war der Populationsgenetiker Ronald A. Fisher, der 1930 und vor allem in der öfter zitierten 1958 erschienenen zweiten Auflage seines Buches *The Genetical Theory of Natural Selection* die These aufstellte, die schöne Gestalt und die auffallenden Formen der Männchen würden von Weibchen wohl anfänglich deswegen bevorzugt selektiert, weil sie auf besondere *fitness* und Gesundheit ihres Trägers verwiesen und damit die Reproduktion mit diesem Männchen lohnend machten.<sup>11</sup> Doch das war für Fisher nur der – mögliche – Ausgangspunkt für einen evolutionären «runaway-process», in dem sich bestimmte Eigenschaften in einer geometrischen, sich selbst verstärkenden Reihe von Generation zu Generation steigern. Denn Fisher nahm an, dass die männliche Anlage für z.B. schöne lange Pfauenfedern und die weibliche Vorliebe für genau diesen männlichen Schmuck je in ihren Genen weitergegeben würden. Dieser Prozess der Selektion von Männchen mit besonders schönen Federn würde sich solange wechselseitig verstärken, bis er durch eine eventuell notwendige *natural selection*-Grenze gestoppt würde.<sup>12</sup>

Ganz unabhängig davon, ob nun die Präferenz der Weibchen für bestimmte Ornamente vererbt ist und damit eine genetische Basis hat oder aber angelernt ist,<sup>13</sup> bleibt festzuhalten, dass Fisher von einer sich verstärkenden Eigendynamik bestimmter Zeichen sprach, die als solche arbiträr sind. Neuere Theorien hingegen

haben sich weitgehend von solchen zum Teil noch ästhetischen Argumenten abgewandt und, wie Winfried Menninghaus spitz bemerkt, «einen erheblichen Einfallsreichtum entfaltet, um Darwins zweite große Theorie zu einem bloßen Unterkapitel seiner ersten herunterzustufen»:<sup>14</sup> Die Ornamente der Männchen seien nicht als Schmuck zu deuten, sondern unmittelbar Ausdruck von *fitness* und daher für Weibchen das «Signal», dass es sich «lohne», in die Fortpflanzung mit diesem Partner zu «investieren». In der einflussreichen «parental investment theory» von Robert L. Trivers erscheint die *female choice* durch die Frage nach der «Investition» der Weibchen in die «Produktion» der Eizelle und dann in die Aufzucht von Nachwuchs mit diesem oder jenem Partner gesteuert.<sup>15</sup> Trivers nahm an, dass es bei allen männlichen Kämpfen um die Weibchen und den Kapripen der weiblichen Wahl immer darum gehe, für die mit weniger Energieaufwand zu produzierenden, «billigeren» und reichlich vorhandenen Spermien einerseits und die weniger zahlreichen und energetisch «teureren» Eizellen andererseits eine jeweils optimale Reproduktionsstrategie zu finden. Diese einflussreiche Reformulierung sei aber, so Menninghaus, «biologistischer als Darwins eigene Fassung, da sie deren komplexe Merkmalsverteilung» zwischen Männchen und Weibchen «an die Unterscheidung von Ei- und Samenzelle zurückkoppelt».<sup>16</sup> Doch mit dem Begriff der «Investition» gab Trivers die Denkrichtung für das heutige Standard-Modell der *sexual selection* vor. In der 1979 von Weatherhead und Robertson vorgeschlagenen «sexy son hypothesis» wird angenommen, dass das Weibchen jenes attraktive Männchen auswählt, von dem es glaubt, am meisten Söhne zu erhalten, die dann ihrerseits wieder viele Nachkommen haben, was das Ziel der weiblichen «Investition» in die Fortpflanzung sei.<sup>17</sup>

Das Problem mit solchen im Einzelnen sehr komplexen Theorien und empirischen Analysen über die möglichen Gründe, die die Wahl der Weibchen motivieren können, ist nicht nur, dass den Weibchen gleichsam strategische Kalküle unterschoben werden, ohne dass es, natürlich, eine Möglichkeit gäbe, diese direkt zu überprüfen, sondern auch, dass diese angeblichen Kalküle in ihren Resultaten empirisch offenbar doch nicht so gut belegt sind, wie immer behauptet wurde.<sup>18</sup> Was auch immer also die Weib-

14 Winfried Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, Frankfurt/M. 2003, S. 139.

15 Robert L. Trivers: Parental investment and sexual selection, in: Bernard Campbell (Hg.): Sexual Selection and the Descent of Man, 1871–1971, London 1972, S. 136–179.

16 Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit, S. 89f.

17 Patrick J. Weatherhead und Raleigh J. Robertson: Offspring Quality and the Polygyny Threshold: The Sexy Son Hypothesis, in: The American Naturalist 113 (1979), No. 2, S. 201–208. Andere Evolutionsbiologen vermuten, dass zum Beispiel der Pfauhahn durch seine übergroßen Federn demonstriert, wie fit er sei, weil er eben trotz all des Schmucks kämpfen und überleben könne, oder auch, dass es eine Beziehung zwischen der individuellen Ausprägung artspezifischer Ornamente und der Krankheitsresistenz gebe, etc. All diese Argumente laufen darauf hinaus, dass die auffallenden, evolutionär «kostspieligen» Ornamente von Männchen ihre «good genes» anzeigten, wie das Standard-Modell der sexual selection-Theorie in der Biologie heute annimmt. Vgl. Mark Kirkpatrick: Good Genes and Direct Selection in the Evolution of Mating Preferences, in: Evolution 50 (1996), S. 2125–2140.



- 18 Man weiß in diesem Feld noch vergleichsweise wenig. Neue Studien an der Fruchtfliege (*Drosophila melanogaster*) etwa scheinen zu zeigen, dass genetische fitness – gemessen am zahlenmäßigen reproduktiven Erfolg – von weiblichen und männlichen Nachkommen keineswegs automatisch auch zum entsprechenden Fortpflanzungserfolg dieser Nachkommen führen bzw. beträchtliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen. So seien die Töchter von besonders fitten Müttern ihrerseits zwar ebenfalls besonders fit, deren Söhne hingegen keineswegs, während die Söhne von nicht besonders fruchtbaren Müttern viele Nachkommen zeugen. Umgekehrt seien Töchter von fitten Vätern nicht sehr fortpflanzungsfreudig, während die Fitness der Söhne kaum vom Grad der Fitness der Väter beeinflusst würde. Die Konsequenzen dieser Fortpflanzungs-Experimente sind für Liza Gross weitreichend: «This sexually antagonistic pattern challenges sexual selection theory predictions that female costs of reproduction are offset by the indirect benefits of passing on good genes or generating sexy sons with high reproductive success.» Vgl. Liza Gross: *Sexual Selection Comes at a Cost*, in: *PLoS Biology* 4(2006) Nr. 11: e394.

- 19 Darwin: *Abstammung des Menschen*, Bd. II, S. 108.

- 20 Vgl. Adrian Desmond und James Moore: *Darwin*, London 1992, S. 257.

chen sich denken mögen bei der Wahl eines Männchens – auf ein bloßes Strategem zur Optimierung der genetischen Reproduktion scheint sich diese weibliche Wahl vielleicht doch nicht reduzieren zu lassen. Zumindest scheint man sagen zu dürfen, dass die Wahl von fitten Männchen gar nicht unbedingt eine gute «Strategie» ist, wie sie sich in vielen Enkelkindern «auszahlen» sollte. Aber was ist sie dann?

### *Sexual selection* als Kulturprozess

In dem Maße, wie die Auskünfte der modernen Biologie in der Frage der *sexual selection* bis heute schwankend sind und diverse Hypothesen diskutiert werden, mag der Versuch des Historikers, sich in die Debatte einzumischen, trotz allen Respekts vor disziplinären Grenzen vielleicht nicht gänzlich müßig erscheinen. Zum einen beschränke ich mich dabei auf das Lesen des alten Darwins, was Biologen sowieso schon längst uns Historikern überlassen haben; zum anderen aber will ich zeigen, dass es im Falle der *sexual selection* möglicherweise um die genealogische Begründung von Kultur geht, was wiederum weniger in die Kompetenz der Biologen als in jene von Kulturwissenschaftlern fällt.

Doch wie auch immer – ein produktives Vorgehen in dieser Debatte könnte, wie gesagt, darin bestehen, wieder Darwin zu lesen. Denn im Blick auf die möglichen Gründe für die weibliche Wahl bemerkt dieser in seiner altmodischen Sprache und mit der Zurückhaltung des viktorianischen Gentleman nur (dabei aber mit Hintersinn), dass die Weibchen durch die sich vor ihnen präsentierenden Männchen «frappiert» würden.<sup>19</sup> Zwar kann also auch Darwin nicht erraten, was Frauen sich «dabei» wohl denken mögen, abgesehen davon, dass er in Fragen der Geschlechterbeziehungen nicht gerade eine vertrauenerweckende Referenz darstellt.<sup>20</sup> Aber der Begriff «frappieren» zeigt zuallererst, dass Darwin nicht annimmt, die männliche Erscheinung bedeute in den Augen der Weibchen etwas ganz Bestimmtes – *fitness*, gute Gene, «sexy sons», viele Enkel oder was auch immer. Es geht nur um Anziehung: «Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich das Weibchen die Sache lange mit Bewußtsein überlegt», heißt es im 14. Kapitel von *Die Abstammung des Menschen*; «es wird aber von dem schönsten oder dem melodischsten oder dem tapfersten Männ-

chen am meisten gereizt oder angezogen. Man darf dabei nicht vermuten, daß das Weibchen jeden Streifen oder jeden farbigen Fleck studiert, daß z. B. die Pfauhenne jedes Detail in dem prachtvollen Behänge des Pfauhahns bewundert: – es wird wahrscheinlich nur durch die allgemeine Wirkung frappiert» («she is probably struck only by the general effect», wie es im Original heißt).<sup>21</sup> Das bedeutet nicht, dass Darwin nicht annehmen würde, dass diese versammelten männlichen Zeichen bzw. deren Gesamtwirkung nicht auf irgendetwas hinweisen würden. Es geht dabei selbstverständlich, so Darwin, um eine «Liebeserklärung»<sup>22</sup> des Männchens, und das Weibchen wählt das Männchen ebenso selbstverständlich für die «Liebe». Weiter aber lässt sich das Signifikat dieses Zeichens gemäß Darwin nicht bestimmen, oder genauer noch: Wir können nicht wissen, was das Zeichen für das Weibchen «bedeutet» – es ist «frappiert» und mag sich dabei denken, was es will. Es scheint daher, wie wir hier schon erkennen, gerade nicht so zu sein, dass diese Zeichen, z. B. ein äußeres Ornament, ein «Signal» aussenden, das ein bestimmtes weibliches Verhalten «auslösen» soll.<sup>23</sup> Ein Zeichen ist kein «trigger». Solche Zeichen «lösen» nicht einfach ein Verhalten aus, sondern sind Werbebotschaften, die das Weibchen abschätzt, ja abschätzen muss. Die «Liebes»-Zeichen der Männchen müssen von den Weibchen in einer wie auch immer rudimentären, eingeschränkten Form «interpretiert», ja «verstanden» werden – und das Weibchen kann, *hélas*, «nein» sagen und den Konkurrenten erhören.

Warum das so ist, mag ein zweiter wichtiger Punkt erläutern, der unter der heute dominierenden evolutions-funktionalistischen Perspektive zu verschwinden droht: Die «Liebes»-Zeichen, die Darwin an den von ihm beschriebenen Vögeln und anderen Tieren beobachtet, sind *arbiträr*. Das ist zuerst in langer evolutionsgeschichtlicher Perspektive alles andere als selbstverständlich. Denn die Evolutionstheorie postuliert, dass bestimmte Organe, Mechanismen, Funktionen oder Eigenschaften, die sich als besonders brauchbar erwiesen haben, von vielen Organismen entweder übernommen oder mehrfach im Laufe der Evolution «erfunden» wurden; das beste Beispiel dafür ist das Auge. Nun ließe sich annehmen, dass auch im Feld der sexuellen Fortpflanzung nicht nur

21 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 108; Darwin: *The Descent of Man and Selection in Relation to Sex*, Vol. I+II, London 1871, S. 123.

22 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 108.

23 Vgl. Daniel Otte: *Effects and Functions in the Evolution of Signaling Systems*, in: *Annual Review of Ecology and Systematics* 5 (1974), S. 385–417.

24 Darwin: Abstammung des Menschen, Bd. II, S. 63.

die primären Geschlechtsorgane eine in vielen Spezies vergleichbare Form und Funktion aufweisen, sondern auch die für dieses Geschäft notwendigen Zeichen (die dann tatsächlich eher ein Signal wären). Große Artengruppen wie jene der Säugetiere oder der Vögel teilen untereinander bekanntlich je sehr viele gemeinsamen Züge; doch wie in einer Spezies die Männchen die Weibchen anzulocken versuchen, ist von geradezu verschwenderischer artspezifischer Exklusivität. Darwin spricht in dieser Hinsicht von «Moden», so vielfältig, wechselnd und schillernd kam ihm das alles vor.<sup>24</sup> Der rote Kamm der Hähne, die farbigen Hinterteile von Affen oder die schönen Federn vieler Vögel lassen andere Tiere als die Weibchen der eigenen Art völlig kalt. Es gibt, mit anderen Worten, keine auch nur halbwegs plausible Beziehung zwischen einer bestimmten Farbe oder Form eines Ornaments und einer dadurch bezeichneten Eigenschaft im Feld der «Liebe».

Es mag zwar so sein, dass besonders schön ausgeprägte Formen und Farben tatsächlich auf «Kraft und Gesundheit» ihrer stolzen Besitzer verweisen – so wie in unseren Augen junge, geschlechtsreife Erwachsene üblicherweise schöner und attraktiver sind als alte Leute. Wer daraus aber ableiten will, dass diese Zeichen folglich in eindeutiger Weise einen differenzierten Grad von Fitness bedeuten, irrt sich wohl. Vielmehr vermag die *sexual selection* der Weibchen schier unendlich differenzierte Muster am männlichen Körper hervorzubringen, die insgesamt viel reichhaltiger und komplexer sind, als die armseligen Wahrheiten der Reproduktion, die sie angeblich immer nur «anzeigen» oder «signalisieren» müssen. Die Zeichen verfügen, mit anderen Worten, über eine Art Eigenlogik, die Darwin mit den Begriffen der klassischen Ästhetik beschreibt. Denn die Wahl des Weibchens basiert auf einer *ästhetischen* Wertschätzung: Die Schönheit dieser Zeichen und nichts anderes ist es, was das Weibchen «frappiert», auch wenn sich diese Zeichen im semantischen Feld der «Liebe» bewegen. Diese Schönheit verweist zwar zweifellos auf etwas, aber sie ist dabei buchstäblich üppiger als ihr Signifikat, das heißt als die Zahl möglicher Nachkommen. Die bloße evolutionäre Anforderung an den männlichen Körper, «good genes» zu «signalisieren», hätte kaum zur Ausbildung von so überbordend vielfältigen und ausdifferenzierten Zeichen geführt, wie sie tatsächlich zu beobachten sind.

Und schließlich drittens: Die Zeichen, die bei der *sexual selection* im Spiel sind, haben eine Geschichte. Ob diese in üblicher evolutionärer Weise «lang» ist, oder, wie Ronald Fisher vermutet, dank des «runaway»-Prozesses mit seiner geometrischen Progression in verhältnismäßig «kurzer» Zeit ablief, ist dabei unerheblich. Entscheidend ist, dass diese Zeichen nicht irgendwie «gegeben» sind, sondern sich, wie Darwin annimmt, aus *insignifikanten* «ersten», «ursprünglichen» Differenzen im Prozess der *sexual selection* und ohne *survival*-Notwendigkeiten entwickelt haben. Am «Anfang» standen unscheinbare Färbungen und Formen etwa eines Gefieders, die sich dann gemäß dem Geschmack der Weibchen zu hochgradig differenzierten Formen von überlegener Schönheit entwickelten. Dieses «fortgesetzte Vorziehen der schönsten Männchen»<sup>25</sup> soll nun näher analysiert werden. Wir werden dabei sehen, dass Darwins Analyse genau jenen Prozess erfasst, den Jacques Derrida knapp ein Jahrhundert später mit dem Namen der *différance* belegt hat.<sup>26</sup>

### Der Glanz des Argusfasans

Auf den Schwanzfedern des Argusfasans findet sich ein Ornament, das ans Unwahrscheinliche grenzt: sogenannte Augenflecken, die wie schwarze Kugeln schattiert sind, welche gleichsam auf einem Sockel ruhen und mit einem weißen «Lichtpunkt» versetzt sind. Diese Lichtpunkte liegen, wenn der Fasan seine Federn vor dem Weibchen aufstellt, zu allem Überfluss auf der oberen linken Seite der Kugeln, als ob sie von oben beleuchtet würden! «Es ist», so Darwin, «gerade dieses Schattierung, welche in einer so wunderbaren Weise die Wirkung hervorbringt, als schein Licht auf eine convexe Oberfläche.»<sup>27</sup> (*Abb. 1*)

Die Vermutung, man sehe hier den künstlerischen Pinselstrich Gottes, wie Darwins Gegner stichelten, scheidet als Erklärung ebenso aus wie der reine Zufall: «Ich glaube, es wird wohl Niemand diese Schattierung, welche die Bewunderung vieler erfahrener Künstler erregt hat, dem Zufall zuschreiben, – dem zufälligen Zusammentritte von Atomen gefärbter Substanzen» (dieses Argument verwendete Darwin schon 1859 im *Origin of Species*, um die Idee einer *creatio ex nihilo* abzuweisen).<sup>28</sup> Er fährt fort: «Daß diese Ornamente sich durch eine behufs der Paarung ausgeübte

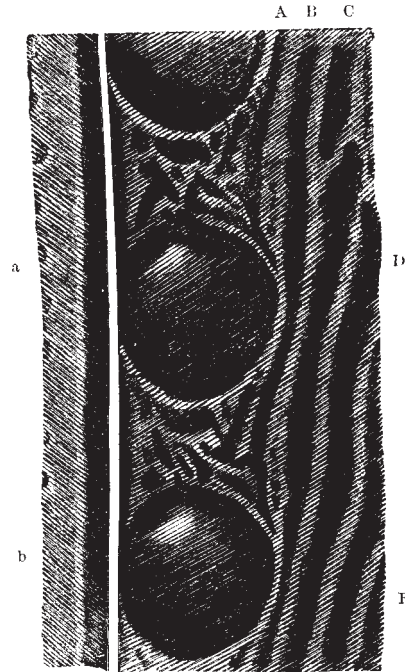
25 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 123.

26 Jacques Derrida: Die *différance*, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 29–52.

27 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 125.

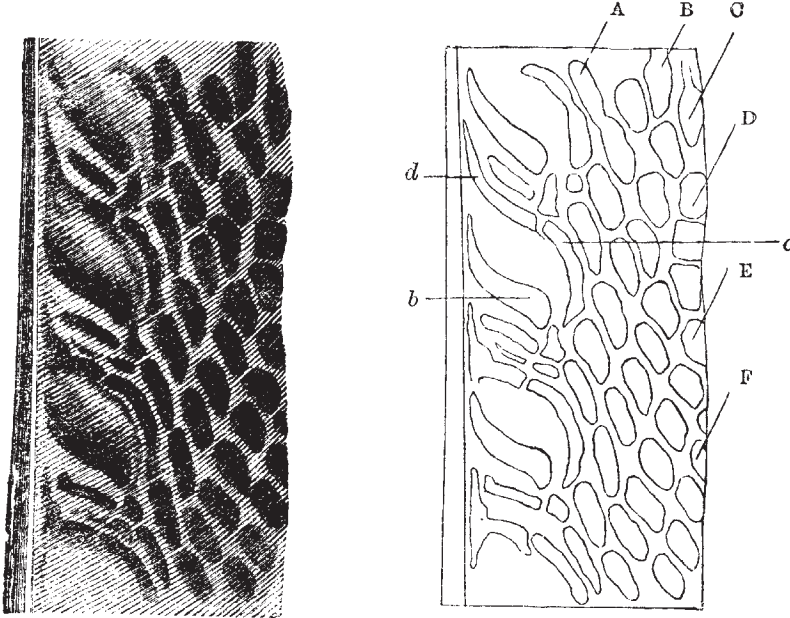
28 Darwin: Entstehung der Arten, S. 687.

29 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 124.



**Abb. 1**  
**«Teil einer Schwanzfeder**  
**zweiter Ordnung vom**  
**Argusfasan»**

Auswahl [i. e. *sexual selection*] vieler aufeinanderfolgender Abänderungen gebildet haben sollen, von denen nicht eine einzige ursprünglich bestimmt war, diese Wirkung einer Kugel im Sockel hervorzubringen, scheint so unglaublich, als daß sich eine von Raphael's Madonnen durch die Wahl zufällig von einer langen Reihe jüngerer Künstler hingekleckster Schmierereien gebildet hätte, von denen nicht eine einzige ursprünglich bestimmt war, die menschliche Figur wiederzugeben.»<sup>29</sup> Es stellt sich für Darwin bei der Erklärung dieses ästhetischen Phänomens ein ähnliches Problem wie bei der Evolution der Arten überhaupt: Wie sollen so perfekt in ihre Umwelt eingepasste Organismen entstehen bzw. entstanden sein, wenn nicht die ordnende, schaffende Hand eines Schöpfers dahinter stünde? Und wie soll man sich nun auch die Entstehung von etwas so Schönem und zudem noch nie Dagewesenem erklären, wenn nicht irgendjemand dafür eine Absicht gehegt hätte? Wie können aus Schmierereien Raphaelsche Madonnen werden? Im 19. Jahrhundert war es weder denkbar, dass die «Schmiererei» einen ästhetischen und kulturellen Wert haben konnte, noch, dass Schönheit möglich sei, wenn sie nicht Gottes Schöpfung oder menschlicher Kunst entstammte.



Darwins Lösung des Problems liegt nun darin, eine graduelle Entstehung dieser Zeichen zu postulieren. Doch eine solche evolutionäre Erklärung wird in diesem Fall durch den Umstand erschwert, dass körperliche Ornamente an Federn und auf der Haut immer nur von aktuell lebenden Tieren bekannt sind, in Fossilien aber nicht konserviert werden, und man daher auch «auf keine lange Reihe von Urerzeugern blicken» kann. Und auch der vergleichende Blick «auf verschiedene nahe verwandte Formen» hilft hier nicht weiter, weil die Augenflecken des Argusfasans wie überhaupt solche Ornamente vergleichsweise exklusiver Schmuck der einzelnen Arten sind. Doch Darwin fährt fort: «[A]ber glücklicherweise geben uns die verschiedenen Federn am Flügel einen Schlüssel zur Lösung des Problems und sie beweisen demonstrativ, daß eine Abstufung von einem einfachen Flecken bis zu einem vollendeten Kugel- und Sockel-Ocellus wenigstens möglich ist.»<sup>30</sup> Der Schlüssel besteht also darin, wie Darwin beobachtet, dass auf den Federn des Fasans verschiedenste graphische Formen nebeneinanderliegen, die in einer graduellen Abstufung von unregelmäßigen und verzerrten Flecken, die wohl aus unterbrochenen Streifen entstanden sind<sup>31</sup> und bloß eine «erste Spur eines Augenfleckens» darstellen, über elliptische Zeichnungen bis hin zu immer regelmäßigeren und perfekteren Kugelformen sich entwickeln und am Schluss beim fast vollkommen schattierten, *trompe-l'œil*-ähnlichen Ornament enden.

**Abb. 2**  
«Abschnitt einer der  
Schwungfedern zweiter  
Ordnung nahe am Körper»

30 Ebd., S. 124.

31 Ebd., S. 117.

32 Vgl. Derrida: Die *différance*, S. 48f.

33 Darwin: Abstammung des Menschen, II, S. 129–130.

Darwins seitenlange genaue Analyse und Beschreibung der Federn des Argusfasans (*Abb. 2*) müssen wir nicht nachvollziehen; wichtig ist hier aber zuerst der Begriff der «Spur». Denn offensichtlich ist dies nicht eine Spur, die die künftige Entwicklung hin zur perfekten Form schon beinhaltet; sie ist kein Weg, der notwendig zur Kugelform führt, sondern ist nur nachträglich «Spur» – sie erweist sich als Spur, wenn man von der Kugel aus die mögliche Geschichte ihrer Entstehung rekonstruiert, ohne dass sie dabei als Spur «anwesend» wäre, wie Derrida festhält, ja ohne überhaupt zu «sein», weil sie nur die Spur der *différance* ist.<sup>32</sup> Dennoch scheint dieser Weg, wenn er als ganzer vor einem liegt, nachvollziehbar: «Es lässt sich in dieser Weise zeigen, daß fast jedes minutiöse Detail in der Form der Färbung der Kugel- und Sockel-Augenflecken aus allmählichen Veränderungen an den elliptischen Ornamenten hervorgeht und die Entwicklung der letzteren kann durch in gleicher Weise unbedeutende Schritte aus der Vereinigung zweier beinahe einfacher Flecken verfolgt werden [...]»<sup>33</sup> In diesem langsamen Veränderungsprozess der «Flecken» also lag für Darwin der Schlüssel.

Doch was treibt diese Veränderung vom Flecken zur Kugel an? Was veranlasst die Veränderung eines Zeichens, das schon als Fleck oder Ellipse vielleicht «good genes» anzeigen sollte, oder die Bereitschaft zur «Liebe», zu gutem Sex (was Darwin nie gesagt hätte), oder vielleicht Treue, oder was auch immer? Wieso, mit anderen Worten, sollten sich denn diese Zeichen überhaupt verändern? Für Darwin gab es keinen Zweifel, dass es das Begehren der balzenden Männchen und der wählenden Weibchen ist, das Ersterer zur Ausbildung und Präsentation ihres Federschmucks brachte und Letztere dazu trieb, jeweils die schönste Form, die exklusivste Zeichnung auszuwählen. «Vergegenwärtigen wir uns», so Darwin, «wie sorgfältig der männliche Argusfasan seine Schmuckfedern vor dem Weibchen entfaltet, ebenso wie die vielen anderen Thatsachen, welche es wahrscheinlich machen, daß weibliche Vögel die anziehenderen Männchen vorziehen, so wird Niemand, der die Wirksamkeit geschlechtlicher Zuchtwahl zugibt, leugnen können, daß ein einfacher dunkler Flecken mit einer mattgelblichen Schattierung durch die Annäherung und Modifikation der benachbarten Flecken in Verbindung mit einer unbedeutenden

Verstärkung der Färbung in eines der sogenannten elliptischen Ornamente umgewandelt werden kann. [...] Dieser Vorgang ist nun eingetreten bis zur endlichen Entwicklung der wundervollen Kugel- und Sockel-Augenflecken» – die aber, wie Darwin gleichzeitig betont, nicht vollkommen sind.<sup>34</sup> Dieser Prozess der Evolution von Zeichen, der weder als solcher intendiert war, noch je zum Abschluss kommt, ist nichts als eine dauernde räumliche und zeitliche Verschiebung der «Bedeutung», die *drift* eines immer noch «schöneren», noch «vollkommeneren» Signifizierens ohne Ende. Diese vom Begehren sich paarender Tiere bloß angetriebene, nicht aber determinierbare oder gar definierbare Bewegung der *différance* aber ist für Darwin der grundlose Grund dieses ästhetischen Exzesses: «In dieser Weise – und wie mir scheint in keiner anderen – können wir den jetzigen Zustand und den Ursprung der Verzerrungen auf den Schwungfedern des Argusfasan verstehen.»<sup>35</sup> Durch die endlos weitergetriebene Bewegung des Signifizierens – und wieso sollte man das nicht einen *runaway-process* nennen, der allenfalls an einer *natural selection*-Schranke halt macht, um eine andere Richtung einzuschlagen – verschiebt sich die Bedeutung ebenso wie die Form des Zeichens permanent, weil es fundamental historisch ist. Oder wie Derrida sagt: «[M]it *différance* bezeichnen wir jene Bewegung, durch die sich die Sprache oder jeder Code, jedes Verweisungssystem im allgemeinen ‹historisch› als Gewebe von Differenzen konstituiert. ‹Sich konstituiert›, ‹sich produziert›, ‹sich schafft›, ‹Bewegung›, ‹historisch›, usw. müssen jenseits der Sprache der Metaphysik, in der sie mit allen Implikationen befangen sind, verstanden werden.»<sup>36</sup>

Vielleicht ist die Feder des Argusfasans deshalb kein schlechtes Beispiel für das, was Derrida die *différance* genannt hat, weil die instabile Differenz der Geschlechter als Distanz und Unterschied und zugleich als Nähe und Anziehung sich als endlose Bewegung in diese Feder einschreibt und von ihrem Muster signifiziert wird, jedoch von keiner menschlichen Sprache mit ihrem unheilbaren Hang zur Metaphysik ausgesprochen werden kann. «[E]s gibt keinen Namen dafür», bemerkt Derrida, «selbst nicht den der *différance*, die kein Name, die keine reine nominale Einheit ist und sich unaufhörlich in eine Kette von differierenden Substitutionen auflöst.»<sup>37</sup> Und vielleicht ist es daher nur konsequent und keineswegs

34 Ebd., S. 131.

35 Ebd., S. 131.

36 Derrida: Die *différance*, S. 38.

37 Ebd., S. 51.



38 Ebd., S. 52.

39 Michel Foucault: Gespräch über die Macht, in: ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band III: 1976-1979, Frankfurt/M., S. 602.

ein Zufall, dass Derrida am Schluss seines Textes Nietzsche evoziert: Dass es «keinen einzigartigen Namen geben [wird], und sei es der Name des Seins», müsse «bejaht werden, wie Nietzsche die Bejahung ins Spiel bringt, als Lachen und als Tanz». <sup>38</sup> Die Balz, die Bejahung: das ist die sprachlose Bewegung, die die Flecken auf den Federn des Argusfasans zum Tanzen bringt, so arbiträr, unstabil, richtungslos und ohne Ende wie die *différance* selbst.

Löst sich am Ende also «alles» in Kultur, in das Spiel der Zeichen auf? Die Frage ist nicht zu beantworten, weil sich hier zeigt, dass sie falsch gestellt ist: Es gibt die fundamentale Opposition von «Natur» und «Kultur» gar nicht – es gibt aber auch die Möglichkeit nicht, das eine in das andere ohne Rest aufgehen zu lassen. Weder können wir die Welt nahtlos gemäß den angeblichen Reproduktions- und *survival*-«Gesetzen» der Natur deuten, noch lässt sich die Natur im fluiden Medium der Zeichen auflösen und zum Verschwinden bringen. Es ist die Pointe von Derridas Argument, dass im Kern dessen, was mit dem Ausdruck *différance* nur nicht bezeichnet werden kann, kein «letzter» Zeichenprozess, keine rein semiotische Differenz liegt – denn sonst wäre sie ein Name und benennbar –, sondern auch eine «reale» Differenz im Raum körperlicher Bewegungen, die nicht verneint, sondern nur bejaht und «getanzt» werden kann. Die Verneinung ist nur möglich im Raum der Zeichen; im Raum des Realen, der «Natur», gibt es dieses Spiel nicht. Genau in diesem Punkt aber trifft sich Derridas Dekonstruktion mit Michel Foucaults dekonstruktiver, dabei vollständig anti-semiotischer Genealogie. Letzterer hat sich einmal in sehr ähnlicher Weise gegen die Dialektik der Negation ausgesprochen, als er zur Frage des dialektischen Widerspruchs im Bereich der Biologie bemerkte: «In der Natur gibt es keine Dialektik. [...] Wie Darwin hinreichend gezeigt hat, finden sich in der Natur zahlreiche antagonistische Prozesse, die nicht dialektisch sind.» <sup>39</sup>

Foucault wollte damit sagen: Das Konzept der Dialektik ist grundsätzlich schief, weil kein Prozess sich je vollständig im reinen Raum der Zeichen bewegen kann. Er war weit entfernt davon, die Wirksamkeit von Zeichensystemen zu leugnen – er nannte sie Diskurse –, aber er hat ihre Analyse nie von der Analyse «realer» Prozesse und Beziehungen getrennt, die letztlich immer

Relationen von Organismen, von Körpern sind, und die er «Macht» nannte.<sup>40</sup> Auch jener Zeichenprozess, der die schönen Muster der Pfauenfeder als Produkt weiblicher Wertschätzung und durch das Spiel der *différance* aus sich hervorbrachte, ist daher mit «Macht» verbunden: Denn vor den Augen des ästhetisch urteilenden Weibchens und vermittelt über solche Zeichenprozesse konkurrieren gleichzeitig und unauflöslich Männchen um die Möglichkeit, sich zu paaren und zu reproduzieren. Dabei ist der Anspruch des einen Männchens ebenso «positiv» wie jener seines Konkurrenten. Der Antagonismus der beiden balzenden Vögel ist real und lässt sich nicht durch eine «Verneinung» auflösen, sondern nur durch entweder die Kämpfe der Männchen oder die Wahl der Weibchen. Letztere vollzieht sich in Formen, die wir «kulturell» nennen, und begründet damit eine Genealogie von Kultur überhaupt im Raum der Natur. Aber die Kultur erweist sich auf diese Weise als tief verstrickt in Natur: arbiträre Zeichen zwar, ohne stabile Zeichenbedeutung – gleichwohl aber voller Referenzialität. Umgekehrt ist die von diesen Zeichen signifizierte «Natur» keineswegs stabile Essenz, kein in sich ruhendes Sein der Dinge jenseits unserer veränderlichen Spiele des Wahrnehmens und des Bezeichnens. Vielmehr wird sie, wie man von Darwin lernen kann, durch antagonistische Prozesse letztlich ständig über sich selbst hinausgetrieben, produziert stets neue Formen und neue Muster, die solange nichts «bedeuten», bis sie einem Weibchen besser gefallen als andere.

40 Vgl. Sarasin: Darwin und Foucault, Kap. 6.

Bildnachweis: Abb. 1:  
Charles Darwin: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch), 1871, Bd. 2, S. 125. – Abb. 2: Ebd. S 127.